

Nico Boon

**TRITT AUF
GEHT AB**

Deutsch von Christine Bais

Niederländischer Originaltitel: *Komt op / Gaat af*

Der Text enthält ein Zitat aus dem Buch „The Faraway Nearby“ von Rebecca Solnit.

© 2019 Text Nico Boon

© 2020 Deutsche Übersetzung Christine Bais

Alle Rechte vorbehalten.

Diese Übersetzung wurde finanziell ermöglicht durch Flanders Literature
www.flandersliterature.be

 **FLANDERS
LITERATURE**

Der Text besteht aus mehreren Teilen, die in unterschiedlicher Reihenfolge gespielt werden können.

ANFANG

ENDEN

M.B.W.

DIE DREI KRANKENHÄUSER

DIASHOW

EIN MANN

SCHAUSPIELSCHULE

ER

APPENDIX: DIE FOTOS

ANFANG

Am 17. Dezember 2002
wache ich mitten in der Nacht auf.

Der Dozent, der mir am Tag zuvor auf der Schauspielschule meine erste Beurteilung gab,
sitzt auf der anderen Seite des Zimmers.

Er raucht eine Barclays Filterzigarette.
Schaut mich an durch seine Brillengläser,
in denen sich die rot leuchtenden Ziffern meines Radioweckers spiegeln.

Ich weiß, dass ich halluziniere.

Der Dozent steht auf,
klopft die Asche seiner Zigarette ab,
auf eins der Bücher, die offen auf dem Fußboden liegen,
tritt an mein Bett
und beugt sich über mich.

Hinter den rot leuchtenden Brillengläsern
sehe ich die Falten um seine strengen, durchdringenden,
meist ironisch blickenden Augen.

Träge führt er seinen Zeigefinger in Richtung meiner Stirn.
Hält einige Millimeter vor meiner Haut inne.
Murmelt, kaum verständlich: „Ist da eigentlich jemand, in diesem Kopf?“
Tippt dann mit dem Zeigefinger auf meine Stirn,
im regelmäßigen Rhythmus eines mehrfachen SOS-Morsezeichens.

Bis ich – der eigentlich schon schläft –
im Schlaf
wieder in Schlaf falle.

Der Geruch seines Davidoff-Deodorants
wabert dann noch eine Weile durchs Zimmer.

Am nächsten Tag,
dem 18. Dezember 2002,
zufällig mein Geburtstag,
nehme ich nicht meinen gewohnten Weg ins Stadtzentrum,
sondern entschlöße mich,
einen langen Umweg zu machen.

Warum, weiß ich nicht genau.
Vielleicht, weil mir ein langer Umweg
eine schöne Metapher für mein Leben scheint.

Am Vossenplatz werde ich müde
und setze mich auf eine Bank.

Ein Mann, den ich aus dem Café kenne, läuft vorbei.
Ich winke.

Ich scrolle,
weil mir das eine Funktion zu verleihen scheint,
durch die Nachrichten auf meinem Handy.

Dann schaue ich nach links.

Zwischen meiner Bank
und dem Mülleimer ein Stückchen weiter,
sehe ich etwas liegen.
Etwas Rechteckiges.

Ein Päckchen, so scheint es.

Ich gehe hin.
Wickle ohne groß nachzudenken die gelbe Papiertüte ab,
schlage das Buch, das darin war, auf.

Und spüre sofort, wie ich hineingezogen werde.

ENDEN

Bachmann, Ingeborg: Durch das Rauchen einer Zigarette im Bett und gleichzeitiges
Einschlafen

Bacon, Francis: Indem er mit aller Gewalt versuchte, mitten im Winter ein Huhn im Schnee
zu konservieren

Barthes, Roland: Durch den Lieferwagen einer Wäscherei

Bogdanov, Alexander: Indem er sich das mit Malaria und TBC verseuchte Blut eines Jungen
injizierte, auf der Suche nach ewiger Jugend

Brahe, Tycho: Wegen eines Gefühls für Etikette, aufgrund dessen er sich nicht traute,
während eines Banketts auf die Toilette zu gehen

Empedocles: Indem er versuchte, sich mit dem Sprung in einen Vulkan als Gott zu beweisen

Gödel, Kurt: An Unterernährung, weil er sich, während seine Frau im Krankenhaus lag,
weigerte, eine nicht von ihr zubereitete Mahlzeit zu essen

Heraclitus: Von Hunden zerrissen, nachdem er sich zur Bekämpfung einer Entzündung im
linken Bein komplett mit Kuhscheiße eingeschmiert hatte

Attila der Hunnenkönig: An Nasenbluten während seiner Hochzeitsnacht

Hrabal, Bohumil: Durch den Sturz aus dem Fenster eines Krankenzimmers bei dem Versuch, die Tauben zu füttern

Kaiser Claudius: Durch Ersticken an einer Feder beim Kotzen

Kaiser Titus: Dadurch, dass ein Käfer in seine Nase kroch, dort sieben Jahre blieb und allmählich den Großteil seines Hirns auffraß

Lully, Jean-Baptiste: An Gangrän, nachdem er sich während des Dirigierens einer selbst komponierten Oper den Dirigierstock durch den Fuß gebohrt hatte

Marlowe, Christopher: Durch einen Stich ins Auge während einer Kneipenschlägerei

Mishima, Yukio: Von seinen besten Freunden enthauptet, nachdem er mit einer selbst gegründeten paramilitärischen Organisation einen Putschversuch unternommen, dabei unter anderem einen General festgesetzt und vom Balkon der Militärbasis aus eine Rede gehalten hatte, der niemand zuhörte, wonach er Harakiri beging und sein bester Freund und möglicherweise Liebhaber drei Versuche unternahm, seinen Kopf vom Hals zu trennen, es schließlich aufgab und ein zweiter Freund (und möglicherweise Liebhaber) die Enthauptung vollenden musste

Mithridates: Nach einer siebzehn Tage dauernden Folter mit Insekten, die ihn bei lebendigem Leibe aushöhlten

Schönberg, Arnold: Am Freitag, den 13., obgleich er sein Leben lang unter einer Riesenangst vor der Zahl 13 gelitten und unter anderem deswegen die Zwölftontechnik entwickelt hatte

Shelley, Percy: Indem er mit seinem Schiff im Meer verschwand

Tsjechov, Anton: Mit einem Glas Champagner in der Hand und während er sagte: "Ich sterbe."

Williams, Tennessee: Durch das Verschlucken der Kappe eines Fläschchens Augentropfen und anschließendes Ersticken

Celan, Paul: In der Seine

Woolf, Virginia: Im River Ouse

Rasputin: In der Newa

Buckley, Jeff: Im Wolf River

Crane, Hart: Im Golf von Mexiko

Wood, Nathalie: Im Pazifik

Granados, Enrique: Im Ärmelkanal

Hundertwasser, Friedensreich: An Bord der RMS Elizabeth II auf dem Pazifik

Guggenheim, Benjamin: An Bord der RMS Titanic auf dem Atlantik

Houston, Whitney: In der Badewanne

Pavese, Cesare: In einem Hotelzimmer

Plath, Sylvia: Im Backofen

De Nerval, Gérard: An einer Straßenlaterne

Smith, Eliott: Mitten in einem Park

Levi, Primo: Durch einen Sturz von der Treppe

Zweig, Stefan: Im Exil, in den Armen seiner Frau

Durch seinen Bruder

Durch ihren Mann

Durch ihren Vater

Durch einen Roboter

Durch eine Kokosnuss

Durch einen Schlangenbiss

Durch den Geheimdienst

Durch den Aufprall auf ein Kleinkind beim Skifahren

Durch den Fall auf das spitze Ende eines Speers während der Turnstunde

Durch Stromschlag

Durch einen mit Schierling gefüllten Giftbecher

Durch die Mitglieder ihres eigenen Fanclubs

Durch Ersticken an einer Cocktailkirsche

Durch eine Infektion nach dem Verschlucken eines Zahnstochers

Durch einen fliegenden Hockeypuck

Durch einen Stachelrochen

Durch das maximale Einhalten des Urins während eines Wett-Einhaltens live im Radio

Durch die Rotoren eines aufsteigenden Helikopters

Durch ein herabfallendes McDonald's-Reklameschild

Durch die von einem Schauspielerkollege, der nicht wusste, dass das Gewehr geladen war, abgefeuerte Kugel

Durch fünfzigstündiges Minecraft-Spielen im Internet

Durch Ausrutschen, Bewusstloswerden und schließlich Ertrinken im Wasserschälchen der Hauskatze

Durch ein explodierendes MRT-Gerät während einer Routineuntersuchung

Durch den ungeschickten Sturz mit dem Segway über eine Klippe, als Erfinder des Segway

Durch den abgehackten Kopf einer zur Herstellung potenzsteigernder Suppe zwanzig Minuten zuvor getöteten Kobra

Durch das Halten eines Buchs vor das eigene Herz und den an die im siebten Monat schwangere Freundin gerichteten Satz, live auf YouTube: „Schieß ruhig, Baby, diese Bibel wird die Kugel zurückhalten.“

Durch die Stahlspitze eines vom plötzlich aufgezogenen Sturm weggewehten Strandsonnenschirms

Durch eine explodierende Lavalampe

Durch einen gelockerten Fahrbahnreflektor

Durch einen fallenden Meteorit

Durch eine durchs Dach brechende Kuh

Durch ein außer Kontrolle geratenes Fließband

Durch den wegen WhatsApp unaufmerksamen Tritt zwischen Kai und Kreuzfahrtschiff
Durch das Ausführen eines Striptease-Acts auf einem von der Decke abgesenkten Klavier,
dessen hydraulischer Motor völlig durchdreht, wodurch man halbnackt zwischen Decke und
aufsteigendem Klavier einquetscht wird
Durch den Versuch, auf dem Balkon der 24. Etage ein Planking-Foto für Insta zu machen
Durch den Versuch, mit seinem Blindenstock das Schließen der Metrotüren zu verhindern
Durch den Test, wofür dieser eine Knopf denn nun eigentlich dient
Durch das Platzieren eines Glases auf dem Kopf und das „Go“ an ein sogenanntes
literarisches Genie, mit einem Revolver auf das Glas zu schießen

Hier, jetzt
Morgen, übermorgen, nächste Woche, nächsten Monat
Am Vorabend des neuen Millenniums

An Krebs
An Aortendissektion
An Alkoholvergiftung
An einer sogenannten Routine-OP
An einer Schimmelinfection

Aus Liebe
Aus Verzweiflung
Aus Überzeugung
In Ermangelung eines Besseren

Als Letzter in der Familie
Während eine Krankenschwester einem die Hand auf den Kopf legt
Umgeben von ungefähr 30.000 Menschen

Im Sommer
Im Stau
Ohne dass jemand es merkt

Am Kreuz
Mit rot angelaufenem Gesicht

Während einer Black Lives Matter-Diskussion

Gleich, nach der Vorstellung, beim Rausgehen, während das letzte, nur halb getrunkene Bier
noch auf der Bar im Foyer steht, unter den Rädern eines eilig radelnden
Theaterkassenmitarbeiters

Oder später heute Nacht,
beim Träumen,
zu Hause,
im Bett,
während Fragmente der Vorstellung noch durch den Kopf schwirren,
durch ein selbstentzündendes Mac-Ladegerät

M.B.W.

Wir schreiben den 21. August 1971, drei Uhr nachts.

In einem Bett in New York City liegt eine Amerikanerin im Sterben. Sie kann kaum noch sprechen und atmet mühsam. Um 3 Uhr 03 wird die Frau von einer letzten, fatalen Zuckung gefällt. Zwei Stunden später, um exakt 5 Uhr 23, wird ihr Tod festgestellt. Am nächsten Tag legt man den Körper der Frau in einen teuren Sarg aus poliertem Ebenholz. Jemand legt eine Fotokamera in den Sarg. Es ist eine Leica II, hergestellt 1930 in Bremen, mit massiv eisernem Innenleben, einem 50 mm Objektiv und einer Verschlusszeit von 1/1.000.

Zwei Tage später, am 24. August 1972, verschwinden Leica und Frau gemeinsam unter der Erde.

Wir schreiben jetzt den 16. Dezember 1944. Es ist Nachmittag, 15 Uhr 15.

Im Rex-Kino, gelegen an einer der größten Straßen Antwerpens, De Keyserlei, zeigt man den Film Buffalo Bill. Der Saal ist brechend voll. Buffalo Bill ist an einen Totempfehl gefesselt und um ihn herum tanzen kreischende Sioux einen wilden Kriegstanz. Der Stammeshäuptling droht dem Bleichgesicht mit seinem Tomahawk. Die Szene ist spannend. Das Publikum hält den Atem an.

Jetzt ist es 15 Uhr 17 und eine V2 Rakete schlägt im Rex-Kino ein.

Die V2, die „Vergeltungswaffe Zwei“ ist der Höhepunkt deutscher militärischer Spitzentechnologie: 8900 Liter Treibstoff, 975 Kilo Sprengstoff, eine Gesamtlänge von vierzehn Metern, maximale Geschwindigkeit 5400 Kilometer pro Stunde. Ein Entwurf von Dr. Wernher von Braun, gefeierter Raketeningenieur, der später im Auftrag der USA Apollos auf den Mond schießen wird.

Die V2, die im Rex-Kino einschlägt, ist ganz besonders gründlich. In knapp zwei Sekunden ist vom kompletten Gebäude nur noch ein Riesenkrater übrig, gefüllt mit menschlichen Überresten, pulverisierten Steinen und verbogenem Metall.

Die Bilanz: 567 Tote, 191 Verwundete, 11 umliegende Wohnungen verwüstet.

Wir gehen zurück. Zwei Minuten zurück in der Zeit.

Es ist der 16. Dezember 1944. Wieder ist es 15 Uhr 15. Von Brauns V2 Rakete heult durch die Luft. Das Rex-Kino liegt noch immer mitten im Schwarzen.

Margaret Bourke-White geht in Uniform auf De Keyserlei spazieren. Margaret ist zwanzig und erst vor zwei Wochen im befreiten Antwerpen angekommen. Sie ist Krankenschwester bei der amerikanischen Armee. Margaret schaut sich um. Die Antwerpener flanieren entspannt über De Keyserlei. Sie lachen und schnattern, Lausbuben pfeifen ihr sogar hinterher.

Doch plötzlich ist es 15 Uhr 17 und die V2 schlägt ein. Margaret krümmt sich zusammen und rennt in einem Regen aus Glassplittern los.

Zwanzig Sekunden später ist sie die erste Krankenschwester vor Ort.

Als die V2 einschlug, gab es nichts als Getöse und Geschrei, doch nun liegt über all dem eine dicke Schicht Stille. Nur ihr Herzschlag ist ein Metronom, das Ordnung schaffen will in dieser schaurigen Lautlosigkeit. Der Gestank von verbranntem, menschlichem Fleisch schlägt ihr ins Gesicht. Sie ringt um Atem, aber in ihre Kehle dringt nichts als Staub.

Mittlerweile ist es 15 Uhr 21 und Margaret Bourke-White erinnert sich daran, dass sie Krankenschwester ist und hier am Rand eines Massengrabs steht. Sie beginnt den Abstieg zur Hölle. Schritt für Schritt sackt sie in den Krater. Sie stolpert über die blutigen Reste einstiger menschlicher Körper. Und fängt mechanisch an, Verbände anzulegen, Wunden zu nähen, Blutungen zu stillen, Trümmer wegzuräumen, Körperteile zu sammeln.

Sechs Tage später, am 22. Dezember 1944, nachdem alle Leichen geborgen sind, findet sie zwischen den Trümmern eine intakte Fotokamera.

Es ist eine Leica II, hergestellt in Bremen 1930, mit einem massiven Innenleben aus Eisen, einem 50 mm Objektiv und einer Verschlusszeit von 1/1.000.

Wir schreiben jetzt den 1. Mai 1945, 12 Uhr 15 mittags. Margaret Bourke-White ist keine Krankenschwester mehr. Dank der Leica, die sie gefunden hat, ist sie nun offiziell Kriegsfotografin. Sie begibt sich in die Nähe der Front und mit einer Mischung aus Waghalsigkeit und Intuition fotografiert sie jene Details, die in der Regel unbelichtet bleiben. Sie versteht sich als fleischgewordenes Objektiv, nur noch in der Lage, festzulegen, wahrzunehmen, zu komponieren in schwarz-weißen Farbtönen.

Es ist der 1. Mai 1945, 12 Uhr 15 mittags und just in dem Moment, als Radio London Hitlers Tod meldet, befindet sich Margaret Bourke-White in einem Wohnzimmer in Schweinfurt bei Würzburg.

Sie hält die Leica vors Gesicht, schaut durch den Sucher und zum ersten Mal fällt es ihr wirklich schwer, kühl und distanziert zu bleiben. Ihre Hände zittern und ihr Magen dreht sich um beim Anblick dessen, was sie durch den Sucher sieht.

Ihr Zeigefinger zögert, abzudrücken, doch sie atmet tief ein, zählt bis drei und gibt ihrem Finger das Kommando.

Es ist der 1. Mai 1945, 12 Uhr 15 in einem Wohnzimmer in Schweinfurt und während Margaret Bourke-White abdrückt, senkt die Deutsche im Sucher den Kopf.

Sie fühlt sich beschämt, eingeschüchtert von der Amerikanerin mit ihrer Leica. Alles, was in ihrem Leben wichtig war, verliert jede Bedeutung. Sie kommt sich vor wie ein Eindringling im eigenen Haus, wie eine tragikomische Figur in falscher historischer Kulisse, und sie kann einfach nicht fassen, dass all das real ist.

Was war passiert?

Als Margaret klingelte, hatte die Deutsche gerade ihre Kinder ermordet: Lena, die Ältere, und Adolf, den Jüngeren. Sie hatte etwas in ihr Essen gemischt, sie wusste nicht was, auf jeden

Fall etwas Tödliches. Adolf schied ruhig und friedlich dahin. Lena brauchte noch etwas Hilfe mit einem Kopfkissen.

Sie fühlte nichts, als sie mit dem Kissen über ihrer Tochter stand. Sie fand es noch nicht einmal merkwürdig. Danach brachte sie die Leichen ins Wohnzimmer und schloss den Kindern die Augen.

Ihr Mann, ein General der Luftwaffe, lag in diesem Moment schon eine halbe Stunde eiskalt im Ehebett. Er hatte sich eine Kugel in den Kopf gejagt. Wie der Führer in seinem Bunker in Berlin hatte er dafür eine Luger mit 9mm Kaliber benutzt.

Es ist der 1. Mai 1945. Das Dritte Reich pfeift auf dem letzten Loch. Panzer donnern triumphierend durchs Land. Goebbels hat mit seiner Frau und sechs Kindern Selbstmord begangen. Die einstürmenden Russen vergewaltigen und ermorden alles, was deutsch ist.

Margaret Bourke-White verstaubt ihre Leica in der Tasche, wünscht der Deutschen noch viel Mut und tritt wieder auf die Straßen von Schweinfurt. Die Deutsche legt sich schließlich neben ihren Mann, küsst ihn auf die Wange, nimmt die Luger mit dem 9mm Kaliber und setzt sie an ihre Schläfe.

Die Deutsche zählt bis drei.

Wir schreiben jetzt den 22. Juli 1952, 10 Uhr 30.

Margaret Bourke-White befindet sich irgendwo in den südkoreanischen Reisfeldern. Das Krankenschwesterchen von damals ist nun eine international renommierte Fotografin. Sie fotografierte Süd-Afrika, Indien, Pakistan. Sie machte als einzige Amerikanerin mehr als tausend Fotos im Sibirien der Sowjets. Und ihre Reportage über den sterbenden Mahatma Ghandi wurde im Time Life Magazin publiziert. Kurzum, sie ist ein Star.

Doch am 22. Juli 1952 um 10 Uhr 30 steht Margaret in den südkoreanischen Reisfeldern und schaut durch den Sucher ihrer Leica.

An diesem Vormittag stößt sie an der Front zufällig auf zwei Soldaten mit einem nordkoreanischen Kriegsgefangenen. Sie will ein Foto von den dreien machen, doch die Soldaten geben ein Zeichen, dass sie warten soll. Einer der Soldaten nimmt ein Beil und vor Margarets Augen hackt er dem Nordkoreaner den Kopf ab. „Machen sie jetzt mal ein Foto, junge Dame“, sagt er.

Margaret führt ohne Nachzudenken die Leica ans Auge und stellt scharf. Sie atmet tief ein, zählt bis drei und gibt ihrem Finger das Kommando.

Es ist genau 10 Uhr 30, 22. Juli 1952 und Margaret wird klar, hätte sie kein Foto machen wollen, würde der Nordkoreaner wahrscheinlich noch leben.

Und während sie das denkt, geschieht etwas Entsetzliches. Ihr ganzer Körper fängt an zu zittern: Ihre Finger zittern, ihre Arme zittern, ihre Schultern, ihre Nackenmuskeln, ihre Beine. Sie hat ihren Körper nicht mehr unter Kontrolle, als stünde er unter elektrischer Spannung, die sie aufschreckt und hetzt. Sie gerät in Panik.

Aber mit einer ultimativen Kraftanstrengung packt sie ihre Sachen, dreht sich um und läuft davon.

An dem Abend legt Margaret Bourke-White sich auf einem Feldbett in Südkorea schlafen.
Am nächsten Morgen steigt sie in das erste Flugzeug Richtung Amerika.

Sie macht in ihrem ganzen restlichen Leben kein einziges Foto mehr.

DIE DREI KRANKENHÄUSER

2001, das Jahr, bevor ich an der Schauspielschule anfang,
besuchte ich in einem Zeitraum von einigen Monaten
drei Krankenhäuser pro Tag.

Nicht, weil ich selbst Behandlungen brauchte,
sondern weil das Schicksal oder der Zufall,
oder wie auch immer man das nennen mag,
mich dazu zwang.

Das erste Krankenhaus befand sich in Jette, einem Außenbezirk von Brüssel.
Das zweite Krankenhaus befand sich in Löwen.
Das dritte Krankenhaus in Antwerpen.

Weil ich noch keinen Führerschein hatte,
machte ich alles mit dem Zug,
wodurch das Reisen jedes Mal einen ganzen Tag in Anspruch nahm.

Um doch ein gewisses Maß an Abwechslung in mein Leben zu bringen,
versuchte ich, die Reihenfolge der Krankenhäuser zu variieren,
wodurch meine Tageseinteilung
während dieser paar Monate
aus sechs möglichen Konstellationen bestand:

Brüssel – Löwen – Antwerpen
Brüssel – Antwerpen – Löwen
Löwen – Brüssel – Antwerpen
Löwen – Antwerpen – Brüssel
Antwerpen – Löwen – Brüssel
und
Antwerpen – Brüssel – Löwen

Ich habe kaum Erinnerungen an diese Zeit.
Es passiert etwas Merkwürdiges im Kopf,
wenn man in jungen Jahren
mit der Nase auf die Tatsache der Vergänglichkeit gestoßen wird.

Die Krankenhausbesuche lösten keine Panik aus
oder Angst
oder mehr oder weniger philosophische Erkenntnisse, sondern ...

emotionale Abstumpfung.

Die Konfrontation mit Tod und Krankheit ging nicht einher mit einem Schock.
Der mögliche Verlust betäubte.

In Löwen lag mein Vater.
In Brüssel lag meine Mutter.
In Antwerpen lag meine Großmutter.

Als meine Mutter die Diagnose Brustkrebs bekam,
war ihre erste Reaktion:
Ich schreib ein Buch.

Sie legte einen Notizblock neben ihr Krankenhausbett
und notierte alles, was ihr während der Behandlung passierte.

Das Buch verkaufte sich dann sehr gut.

Als meine Mutter,
nach der Brustamputation und schwersten Chemotherapien und Bestrahlungen
wieder nach Hause durfte,
und sich die täglichen Krankenhausbesuche von drei auf zwei reduzierten,
fragte ich, ob ich ein paar Fotos von ihr und ihrer Wunde machen dürfte.

Bei dieser Fotosession, die in unserem Wohnzimmer stattfand, entstanden 56 Fotos.

Die Muster auf dem Oberkörper meiner Mutter,
für die Ärzte lediglich Grenzmarkierungen für die Bestrahlungen,
waren für mich Linien einer Landschaft,
Verbindungsstriche in einem Sternbild,
Wege auf einer Landkarte, die ein verwüstetes Gebiet beschreibt.

Ich machte die Fotos, weil ich eine Fotografie-Ausbildung anfang an einer Abendschule.
Wahrscheinlich, um den Beginn meines Erwachsenenlebens so lange wie möglich
hinauszuzögern.

Aber genauso gut könnte ich sagen: Ich weiß eigentlich nicht, warum.

Was mich an der Fotografie interessierte,
war nicht das Fotografieren an sich
oder die Kommunikation mit Leuten mittels Objektiv,
sondern die fast physische Arbeit in der Dunkelkammer

Die Abfolge chemischer Prozesse,
durch die ganz allmählich ein Bild entsteht,
im Halbdunkel erleben,
wie das Fotopapier durch eine Mischung aus

Chemikalien und Licht
ein Bild preisgibt,
das man selbst aufgenommen, aber noch nicht gesehen hat,
ein Bild, bei dem man durch das Zusammenspiel
von Zeit und Licht
bestimmen konnte, welche Details gezeigt werden,
die im wahrsten Sinne des Wortes eigenhändige Arbeit unter dem Vergrößerer,
die physische Choreographie des Entwickelns und Fixierens,
das Abdunkeln von Details bestimmter Teile des Bildes durch Abdecken mit den Händen,
den Blick des Betrachters ablenken, führen und irreführen.

Was mich – im allerwahrsten Sinne des Wortes – an Fotografie interessierte, war:
Bestimmen, wie viel Licht etwas bekommt.

Von der Krankheit meines Vaters erinnere ich nur,
was ich später meinen Freunden
darüber erzählt hatte.

Die eigentlichen Ereignisse sind zu tief in mir verschlossen.

Bruchstücke tauchen auf. Bild- und Geräuschfragmente:

Das Schnappen nach Luft,
die lange Zeit der Bettlägerigkeit,
das Treppengehen als fast unmögliche Bergbesteigung,
das Schnaufen des Beatmungsgerätes,
der wehrlose Blick am Anfang einer notwendigen,
vielleicht lebensrettenden,
auf jeden Fall beängstigenden Operation.

Ich erinnere mich auch noch an die Prognose der Ärzte.
Eine Wahrscheinlichkeitsrechnung mit dem Ergebnis: „Es steht auf Messers Schneide.“

Ich sehe mich dort noch stehen, am Abend der Operation,
vor einem Getränkeautomat im Krankenhaus,
wo ich vielleicht eine Cola oder Fanta getrunken habe,
aber nach dieser Cola oder Fanta wird es dunkel.

Ich habe keine Ahnung, wie der Rest des Abends,
an dem mein Vater operiert wurde,
verlaufen ist.

Nachdem er sich nach einer langen Rehabilitation
endlich von seiner Lungentransplantation erholt hatte,
war mein Vater für eine Woche senil.

Mir fällt kein anderes Wort dafür ein.

Das Krankenhaus rief an, mitten in der Nacht:
Dringend kommen!

Mit zwei neuen Lungen im Leib
lag mein Vater festgebunden an den Gitterstäben seines Betts.

Ein Blick, der niemanden mehr erkannte.

Nicht mehr in der Lage, ein Wort zu sagen
oder Worte von anderen zu verstehen.

Nur Stöhnen.
Tierische Geräusche.

Angstanfälle.
Halluzinationen.

Es scheint ein bekanntes Phänomen zu sein:
Durch die Kombination starker Medikamente, tiefer Vollnarkose
und wochenlanger Absonderung in einem geschlossenen Zimmer,
kann es sein, dass ein Patient zeitweise wahnsinnig wird.

Eine Schwester erklärte es so:
Dein Vater ist in seiner eigenen Welt,
er schweift wieder in Wäldern umher wie in der Zeit vor Sprache und Identität.

Eine Woche lang übernachteten meine Mutter,
die sich mittlerweile einigermaßen erholt hatte,
mein Bruder und ich
abwechselnd bei ihm im Krankenhauszimmer.

Füttern mit einem Esslöffel.
Nonsens-Geschichten erzählen.
Ihn besänftigen wie ein Baby.

Der Morgen, an dem er wieder aufwachte,
hatte ich gerade Dienst

Ich sah es sofort an seinem Blick:
Er ist wieder da.

Kurz darauf durfte mein Vater wieder nach Hause
und ich machte 72 Fotos von ihm,
im Wohnzimmer.

Die Wunde, die über die gesamte Breite seines Brustkorbs läuft,

ist ein Bruch,
eine Trennlinie zwischen einem ans Bett gefesselten Leben
und einer neuen Chance auf das Leben eines Flaneurs,
eine Grenze zwischen Erlöschen und Wiederaufflackern.

Eine Leerzeile, bevor das Gedicht eine andere, unverhoffte Wendung nimmt.

Von allen Fotos, die ich während meines Fotografiestudiums machte,
berührt mich,
achtzehn Jahre später,
das Foto einer Katze eigentlich noch am meisten.

Sie sitzt in einer Ecke in der Küche meines Elternhauses
und schaut geradeaus ins Objektiv.

Eine Serie späterer Katzen
hatte diese eine spezifische Katze
komplett in den Hintergrund meines Gedächtnisses gedrängt.

Dass es diese Katze gab.
Aber vor allem: Dass ich sie vergessen konnte.

Jerome.
Bibi.
Fleckchen.
Mieze.
Da-xi.
Stalin.
Koyaanisqatsi.
Gabriel García Márquez.
Sokrates.
Nesquik.
Cher.
Bowie.

Letztendlich ist meine Großmutter
nach ein paar Monaten Krankenhaus
– mit kleinen Unterbrechungen, in denen sie in
ihr immer unpraktischer werdendes Arbeiterhäuschen zurück durfte –
2001 gestorben.

Als ihr Todeskampf begann,
standen mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und ich
an ihrem Bett.

Mein Bruder hat meine Großmutter
in diesen letzten Momenten

gefilmt.

Auf den Bildern,
die sie im Profil zeigen,
atmet meine Großmutter mühsam
und schaut ängstlich spähend,
nicht begreifend,
wie ein alt gewordenes Baby,
im Zimmer umher.

Im Hintergrund dieser Bilder sieht man durch das Krankenhausfenster
ein paar Felder und Bäume.

Als wir das Haus meiner Großmutter ausräumten,
fanden wir hinten in ihrem Kleiderschrank
einen Karton mit Fotos aus dem Zweiten Weltkrieg.

Sie war damals Krankenschwester in De Luchtbal,
einem Bezirk in Antwerpen.

Jetzt war meine Großmutter eine Frau,
die nicht gerne über die Vergangenheit sprach,
und schon gar nicht über das, was sie im Krieg erlebt hatte.

Ich vermute, weil das,
was meine Großmutter als Krankenschwester im Krieg gesehen haben muss,
so überwältigend war,
dass das Erzählen davon eine Bresche geschlagen hätte
in die Mauer aus Schweigen, mit der sie einen Raum abschirmte,
in dem sie frei leben konnte,
ungehindert von Kriegserinnerungen.

Nur ein einziges Mal ließ meine Großmutter mich
einen Hauch dessen sehen, was in ihre Netzhaut gebrannt war.

Wir saßen im selben Wohnzimmer, in dem ich später meine Eltern fotografieren sollte.

Wie aus dem Nichts,
während einer unverfänglichen Unterhaltung über das Fernsehprogramm,
erzählte sie mir, das Schauerlichste,
was sie jemals gesehen hatte, sei ein Krater voller menschlicher Überreste gewesen,
zu dem sie mit einem Krankenwagen geschickt worden war,
nachdem eine V2 das Rex-Kino getroffen hatte.

Sie beschrieb den Geruch, die Geräusche, die Schwerstarbeit.

Sie erzählte, wie schrecklich sie,

eine junge Frau von 24,
das Wimmern der Überlebenden
und die Blicke der Hinterbliebenen am Rand des Kraters fand.

Wie müde, wie erschöpft sie war,
nach ihrem langen Dienst.

In einer Zwischendecke zwischen Schlafzimmer und Dachboden
fand meine Mutter auch zwei Notizbücher,
in denen meine Großmutter während der Kriegsjahre
anscheinend ein imaginäres Tagebuch geführt hatte.

In diesem Tagebuch
mit dem Titel „Aus den Archiven des lustigen Trios, Roman in Tagebuchform“,
beschrieb meine Großmutter ein Leben,
das es unmöglich gegeben haben konnte.

Es erzählt die Geschichte dreier junger, sorgloser Frauen,
von der eine den Namen meiner Großmutter trägt,
in Friedenszeiten.

Das Tagebuch skizziert ein Bild eines Lebens,
das meine Großmutter hätte haben können,
wäre der Krieg nicht ausgebrochen.

Am 16. Dezember 1944,
am Tag nach der Zerstörung des Rex-Kinos,
beschreibt meine Großmutter in ihrem Tagebuch
eine Fahrradtour der drei Freundinnen.

Sie fahren von De Luchtbal über den Hafen in die Kalmthoutse Heide.
Eine angenehme Wintersonne scheint.
Sie schnattern, fragen sich, wie ihr zukünftiges Leben aussehen wird.
Freuen sich auf Weihnachten.

Irgendwo bei Kapellen kommt ihnen ein Mann auf dem Fahrrad entgegen,
die der Figur, die den Namen meiner Großmutter trägt,
zuwinkt.

Diese Figur, Anna,
gibt zu,
abends im Bett,
vor dem Einschlafen,
noch immer an das Winken dieses Mannes denken zu müssen.

Auf dem Fahrrad durch die schöne Natur:

„An der Innenseite des Reifens
Nagt der Zahn der Zeit

Und die Außenseite des Schlauchs
Führt mit den Speichenspitzen Streit

Die Innenseite des Schlauchs
Oh! Die kann ich leider nicht sehen

Die Außenseite des Reifens
Wird heut oder morgen vergehen

Also kleb ich einen Flicker auf die Außenseite des Schlauchs
Auf die Außenseite, die Außenseite

Und leg einen Flicker auf den Reifen
Auf der Innenseite“

Am Abend des ersten Tages Trümmerräumen
versucht meine Großmutter,
die am tiefsten Punkt des Kraters
verschüttete Leiche eines amerikanischen Soldaten zu bergen.

Sie schafft es nicht,
aber ein Sanitäter des Flämischen Roten Kreuzes,
der ein Stück entfernt steht,
kommt ihr zu Hilfe.

Dieser Sanitäter wird mein Großvater,
der Nico hieß.

Es wird in unserer Familie eine Art Running Gag:
Meine Großmutter und mein Großvater sind sich im wahrsten Sinne des Wortes
an einem Tiefpunkt begegnet.

Das letzte Fragment in ihrem Tagebuch
ist ein Abschiedsbrief meiner Großmutter,
an die Welt ihres eigenen Buchs.

Erst beschreibt sie die Folgen des Krieges,
der auf den letzten Seiten auf einmal doch erwähnt wird.

Sie beschreibt die Lebensmittelknappheit in der Antwerpener Bevölkerung:
Dass man auf dem Vogelmarkt in Antwerpen nur Goldfische kaufen kann,
wie die Menschen singen, um den Hunger nicht zu spüren,
wie ihr Lieblingskabarett „Edelweiß“ die Türen schließt.

Dann erzählt sie, wie sie und ihre zwei Freundinnen sich auseinanderleben,
heiraten und Kinder bekommen.

Sie machen nie mehr eine gemeinsame Fahrradtour.

„Ich bereue nicht, was vorüber ist“,
schreibt meine Großmutter,
„und ich bereue nicht, was danach kam und auch vorübergegangen ist.“

Nach der ersten Lesung dieses Textes stellt die Dramaturgin mir drei Fragen:

1. Hast du keine Angst, wahnsinnig zu werden?
2. Hast du dir deine eigene Beerdigung schon vorgestellt?
3. Warum bist du eigentlich kein Fotograf geworden?

Mir fiel auf, dass ich nur die letzte Frage nicht beantworten konnte.

Ich vermute, dass die „Drei-Krankenhäuser-Zeit“,
wie ich sie nenne,
eine größere Wirkung auf mich hatte, als ich dachte.

Natürlich hätte ich ihr antworten können,
das Schauspielstudium sei der Versuch gewesen, mein Leben in Bewegung zu bringen,
dass ich es satt war zu registrieren und kreieren wollte,
dass ich nicht mehr „hinter der Kamera“, sondern „vor der Kamera“ stehen wollte.

Aber ehrlicher wäre gewesen zu sagen,
dass sowohl das Fotografiestudium
als auch das Schauspielstudium
Umwege waren, um schließlich Schriftsteller zu werden.

DIASHOW

2005 starb mein Nachbar.

Es gab keine Hinterbliebenen.
Als seine Wohnung geräumt wurde, war ich,
auf Bitte des Vermieters,
anwesend, um die Tür zu öffnen.

Die Möbel meines Nachbarn verschwanden in einem LKW.
Ebenso seine Kleidung, Küchenutensilien und Trophäen.
In einer Ecke seines Schlafzimmers lagen siebzehn Fotoalben.
Die nahm ich mit.
Vielleicht tauchen doch noch Hinterbliebene auf, dachte ich.

Die Fotos fingen an, mich zu faszinieren.

Immer dieselben zwei Menschen:
Ein Mann,

in dem ich meinen Nachbarn in jungen Jahren erkannte,
und eine Frau,
die ich nie zuvor gesehen hatte,
und die seine Mutter zu sein schien.

Zwei Menschen, die stets dieselben Fotos machten.
Siebzehn Fotoalben lang.

EIN MANN

In der Mitte des Fotos sehen wir eine Leiche.

Es sieht so aus, als hätte das eine oder andere prähistorische Monster
einen großen Biss vom Brustkorb der Leiche genommen.

Wo die Rippen sein müssten, sehen wir gähnende Leere.
Der Kopf des Mannes liegt nach hinten gekippt auf dem Seziertisch,
der Kiefer herabgefallen,
als probierte er noch immer zu atmen,
sogar über die Schwelle des Todes hinweg.

Rund um die Leiche im Hörsaal stehen 31 Medizinstudent*innen.
Einer der Student*innen auf dem Foto wird später weltberühmt werden.

Es hätte der Mann mit dem sinnlichen Schnurrbart
eines Film Noir Schauspielers aus den 50er Jahren sein können.

Oder der Mann mit dem Buch unter dem Arm.

Oder die Frau vorn in der ersten Reihe,
die so angespannt in die Kamera schaut,
als müsse sie sich unglaublich anstrengen,
dass all das gesammelte Wissen jetzt nicht aus ihrem Kopf verschwindet

Oder die Frau mit den unübersehbaren Lippenstift-Lippen.

Oder einer der drei Männer rechts hinten,
die wir nicht gut sehen können, weil sie nicht scharf gestellt sind.

Oder der schelmisch aussehende Mann links unten,
der sich – während er lacht – auf die Lippen beißt,
vielleicht weil er nicht glauben kann, dass er sein Studium beinahe abgeschlossen hat.

Aber es ist der Mann in der hintersten Reihe,
der sechste von rechts,
mit dem breiten Lächeln,

dem jungenhaften Charme,
der ungepflegten Frisur,
und dem vielleicht etwas hamsterhaften Aussehen.

Tatsächlich ist er der einzige auf dem Foto, der breit lacht.
Sein ungezwungenes Lächeln ist einnehmend.
Verführt den Betrachter, ihn sympathisch zu finden.

Er hätte Bankdirektor werden können.
Oder Dichter, wie seine Mutter dachte.
Oder Rugbyspieler, wie sein Vater dachte.
Oder Schmuggler illegaler erotischer Comics,
wie seine Schwestern später in seiner Biografie bekannten.

Oder Philosophieprofessor.
Tierschützer.
Pilot.

Oder er hätte, nach der Aufnahme dieses Fotos,
mit der Frau rechts unten,
zu diesem Zeitpunkt seine Freundin,
nach Europa flüchten,
ein neues Leben anfangen
und nichts mehr von sich hören lassen können.

Doch bevor er sein Studium abrundet,
beschließt dieser Arzt in spe,
eine lange Reise zu machen
durch den Kontinent, auf dem er wohnt.

Er will die Schichten der Welt kennenlernen,
die er
– als verwöhnter, erstgeborener Sohn
aus privilegierter Familie –
nicht kennt.

Er will Abenteuer erleben,
noch einmal alles rausholen,
bevor er sich „niederlässt“.

Er will trinken, denken, träumen, verführen.

Doch je weiter er reist, desto mehr wandelt sich sein Blick auf die Dinge.

In der chilenischen Wüste begegnet er nachts bei minus fünf Grad
einem schlotternden, arbeitslosen Minenarbeiter und dessen Frau,
denen er seine Jacke gibt,
weil sie noch nicht mal eine Decke haben, um sich warmzuhalten.

In Valparaíso trifft er in einem Café eine alte, asthmatische Frau,

die er bei ihr zuhause
vergeblich von einem sicheren Tod zu retten versucht.

Und je tiefer er in den Amazonen-Regenwald zieht,
desto mehr vergewaltigte Frauen
und von Soldaten verstümmelte Mädchen sieht er.

Sterbende Kinder.
Ausgebeutete Arbeiter.
Mittellose Alte.
Unterdrückte Indigene.

Als zukünftiger Arzt fühlt er sich machtlos.
Später wird er einen Eid schwören, Patienten immer zu helfen,
aber er erkennt, dass er diese Menschen nicht wird retten können.

Dann kommt er an in einer peruanischen Leprakolonie.

Die Kolonie befindet sich auf einem abgelegenen Gelände,
am Fuß eines Hügels,
weit weg von der zivilisierten Welt,
von den Blicken der „normalen“ Menschen.

Er wird von einer jungen Frau angesprochen,
die ungefähr sechzehn, siebzehn Jahre alt ist.

Die junge Frau schaut ihn flehend an,
erzählt ihm mit zitternder Stimme, dass jemand einen Fehler gemacht haben muss,
dass sie überhaupt nicht hierher gehört,
dass sie keine Leprapatientin ist,
dass sie gegen ihren Willen hier ist,
und zurück zu ihrer Familie will,
dass ihre Mutter und ihr kleiner Bruder sie brauchen,
dass die Ernte eingefahren werden muss,
dass sie es jetzt schon nicht so dick haben,
und ob er ihr helfen kann.
Por favor, señor.

Unser Doktor in spe schaut die junge Frau an
und fühlt, wie tief in ihm etwas knackt,
wie etwas in ihm angesprochen wird, das er an sich nicht kennt.

Er inspiziert die Arme und Beine der jungen Frau,
sucht in ihrem Gesicht und am Hals Spuren dieser gnadenlosen Krankheit.

Aber er kann nichts finden.

Die junge Frau sieht aus wie eine junge Frau von sechzehn, siebzehn aussehen sollte.

Sie lacht ihm zu,

schaut ihn mit ihren fast pechschwarzen Augen hoffnungsvoll an.

In der Hütte der Direktion geht er auf Konfrontation mit dem Lagerarzt.

Er wirft ihm Übereifer vor,
dass er den Mensch hinter der Krankheit nicht mehr sieht,
dass es unmenschlich ist, wie man hier behandelt wird,
dass der Lagerarzt aus seinem Elfenbeinturm herabsteigen
und seinen Patienten ab und zu Glauben schenken muss.

Der Lagerarzt starrt ihm direkt ins Gesicht.
„Also... dieses Mädchen ist nicht krank, ihrer Meinung nach?“ fragt er.

Daraufhin geht der Lagerarzt zum Medizinschrank,
nimmt die größte Spritze heraus,
stellt sich hinter die junge Frau,
deren Schmerzempfinden durch die Krankheit ausgeschaltet ist,
knöpft ihr Kleid auf,
und stößt die Spritze,
von ihr unbemerkt,
mit viel Kraft,
zwischen die Schulterblätter,
in den Rücken.

Die junge Frau rührt sich nicht.
Sie starrt weiterhin strahlend ihren Retter an.
Sie spürt die Nadel nicht.
Aber der Arzt in spe umso mehr.

Das Bild der strahlenden jungen Frau mit den fast pechschwarzen Augen,
die den Rest ihres Daseins
als Ausgestoßene
in einem Lager wird verbringen müssen,
und die letztendlich auch,
abgeschottet von der Außenwelt,
weit weg von Familie und Freunden sterben wird,
ist zu viel für ihn.

Wütend und machtlos rennt er weg.

Beim nächsten Lepralager, an dem er vorbeikommt,
schwimmt er über den Fluss,
der die Unterkünfte der Patienten von denen der Ärzte trennt,
und beschließt,
eine Weile zwischen den Patienten auf der Leprosorium-Insel zu leben.

Er schüttelt allen Leprapatienten auf der Insel einem nach dem anderen die Hand.

Das schönste Foto von ihm, das ich kenne,
ist eins zwei Monate vor seiner Reise.

Er liegt auf dem Rücken,
auf dem Balkon seines Elternhauses,
während er noch davon ausgeht, Arzt zu werden.

Sein Kopf liegt auf den Händen,
das rechte Bein ist entspannt über das linke geschlagen.

Er starrt in den Himmel.

Vielleicht denkt er an die Zukunft.
Vielleicht denkt er an eine Frau.
Vielleicht versucht er, sich an den Text eines bekannten Lieds zu erinnern.
Vielleicht denkt er an nichts.

Oder vielleicht fällt ihm ein,
dass in Argentinien in seinem Geburtsjahr
– 1928 –
während aller Geschlechtsakte
ungefähr 177 Milliarden 181 Billionen 200 Millionen Spermien ejakuliert wurden,
von denen es 569.392 bis zum lebenden Baby brachten,
davon leicht in der Minderzahl Männer,
von denen er einer ist,
und dass er nun hier so liegt und in den Himmel starrt
und wie bemerkenswert das eigentlich ist.

Anders als gemeinhin angenommen,
oder zumindest anders als ich dachte,
ist es bei Lepra nicht die Krankheit, die dafür sorgt,
dass Körperteile absterben und abfallen.

Die schrecklichen Wunden,
vor allem auf den Händen,
den Armen,
den Füßen,
den Beinen
und im Gesicht,
sind eigentlich eine Nebenwirkung,
etwas, das nicht von der Krankheit selbst,
sondern durch das Verhalten der Patienten verursacht wird.

Ich dachte,
Lepra wäre eine Art innerlicher Verfaulungsprozess,
eine Krankheit, die sich als Besatzerarmee durch den Körper fortbewegt
und über die Poren nach draußen kommt,
in Form von Eiter, Geschwüren, faulender und sich auflösender Haut.

Und dass es so zu den abfallenden Armen und Beinen käme.

Aber so scheint es nicht zu sein.

Was Lepra eigentlich macht,
ist das Nervensystem angreifen,
das Gefühl ausschalten,
den Tastsinn seiner Opfer außer Kraft setzen,
wodurch die in bestimmten Körperteilen keinen Schmerz mehr fühlen.

Für Körperteile ohne Schmerzempfinden
kann man nicht sorgen.

Körperteile ohne Schmerzempfinden
kratzt man auf,
die landen zwischen Türen, Fenstern und in Schneidemaschinen,
die hält man zu nah an heiße Bügeleisen oder brennende Zigaretten,
die schürft man, die quetscht man, die kerbt man, die bricht man,
ohne es zu merken.

Schmerz hat eine Funktion.
Schmerz schützt.
Schmerz warnt, rät ab, meldet und setzt Grenzen.

Schmerz macht aus einem Körper „meinen“ Körper.

Mein Körper besteht aus all den Teilen, wo ich Schmerz empfinde.
Wo ich keinen Schmerz empfinde, ist nicht mein Körper.

Als Che über den Fluss zur Insel der Leprapatienten schwimmt,
wird ihm klar,
dass er sein früheres Ich am anderen Ufer des Flusses zurücklässt.

Schwimmend stellt er eine neue Diagnose:
Es ist die Welt, die krank ist und Hilfe braucht.

Als er die Insel erreicht,
ist aus dem Arzt ein Freiheitskämpfer geworden.

Im kalten Wasser des Amazonas findet eine Revolution statt.

Ich weiß es natürlich nicht, aber ich glaube,
dass Che während seiner Reise ans andere Ufer das Folgende denkt:

Wenn ein Körper nur aus den Teilen
mit Schmerzempfinden besteht,
dann werde ich ab jetzt den Schmerz jener Teile des Gesellschaftskörpers empfinden,
den niemand fühlt.

Dann werde ich Mitgefühl haben für die Menschen,
deren Leid nicht mehr als menschlich gilt.

Dann werde ich kämpfen für die Menschen,

die ausgestoßen werden,
abgesondert,
in Quarantäne gestellt.

Die Unangepassten.
Die Kranken.
Die Staatenlosen.
Die, die ohne Rechte und ohne Nation das Land durchstreifen.

Als der erste Leprapatient ihn begrüßt,
ist er sich meiner Ansicht nach absolut sicher:
Andere Formen der Medizin wären nichts als Symptombekämpfung.

Natürlich wird Che Guevara später immer härter,
schonungsloser,
geradliniger,
radikaler
und vielleicht desillusionierter werden.

Er,
dessen Engagement offenkundig aus einer so aufrichtigen Quelle kam,
wird anfangen, den Ärzten zu ähneln,
für die das Ziel die Mittel heiligt,
für die Patienten nur noch Objekte sind,
oder Zahlen in einer Tabelle.
Oder den Wissenschaftlern,
die auf ihrer ehrsüchtigen Suche nach einer perfekten Welt
manchmal wortwörtlich über Leichen gehen.

Wird abstraktere,
universellere,
schärfere,
aufpeitschendere,
selbstgewissere Worte wählen.

Wird seine Gegner entmenschlichen.

Wird keine Widerworte mehr dulden.

Und in einem bolivianischen Urwald wird er letztendlich sogar
und ohne mit der Wimper zu zucken
„Abtrünnige“ exekutieren.

Aber die Fotos aus dieser Phase interessieren mich nicht.

Die Fotos aus dieser Phase sind Propagandafotos.
Reklamefotos, bei denen es vor allem um Legendenbildung geht.

Meetings.
Reden.

Truppenbesichtigungen.
Fabrikbesichtigungen.

Die Zigarre.
Der Bart.
Die Uniform.
Das Barett.

Jeeps.
Flughäfen.
Parteikongresse.
Kinder, die Blumen überreichen.

Aber es gibt ein Foto, das mich doch berührt,
das sozusagen aus der Masse der Bilder hervorsteht.

Es ist das allerletzte, das von ihm existiert.

Dienstag, 10. Oktober 1967.

Am Tag zuvor wurde Che von der CIA erschossen.

Er liegt mit entblößtem Oberkörper
auf einer Bahre
in einer Scheune in Higuera,
einem unansehnlichen Dorf tief in Bolivien.

Jemand hat seinen Kopf nach vorne gekippt,
damit man das Gesicht gut erkennen kann.

Ein aufrecht stehendes Holzbrett wurde zu diesem Zweck
unter seinen Hinterkopf geklemmt.

Seine Augen sind geöffnet,
die Arme liegen neben dem Körper,
auf dem Brustkorb sind Blutspuren und Prellungen zu sehen.

Um ihn herum stehen drei Männer.

Ein bolivianischer General.
Ein Lokaljournalist.
Ein Agent des CIA.

Der Journalist zeigt auf die Einschusslöcher.

Che
– zum Zeitpunkt dieses Fotos eine unsichtbare Legende,
ein Gerücht,
ein Gespenst,
eine Bedrohung –

liegt dort wie ein Beweisstück,
wie ein schmutziger Lappen,
als Warnung an alle, bloß nicht auf dumme Gedanken zu kommen.

Zur Schau gestellt,
wortwörtlich mundtot gemacht,
fertig, um
– so wie auf dem einen Foto, dem berühmten –
für andere Zwecke benutzt zu werden.

Kunsthistoriker weisen darauf hin,
dass dieses letzte Foto
qua Bildkomposition
ein wenig an die „Anatomie des Dr. Tulp“ von Rembrandt van Rijn
erinnert.

Oder dass die Position von Ches Händen
denken lässt
an das Gemälde „Die Beweinung Christi“ von Andrea Mantegna.

Oder an bestimmte Kreuzabnahmen der Flämischen Primitiven.

Aber mir fällt vor allem die Parallele mit dem ersten Foto im Hörsaal auf.

Das Foto von Che als Student,
das Foto von bevor alles anfing.

Wenn ich die beiden Fotos nebeneinander lege,
habe ich ganz kurz das Gefühl,
dass das Leben schlüssig ist.

Dass es entgegen allen Erwartungen
doch eine lenkende Hand gibt,
ein Schicksal,
das den Lauf unseres Lebens bestimmt.

Dann habe ich für einen kurzen Moment das Gefühl,
dass Bilder einer eigenen, gesonderten Logik folgen,
unabhängig von dem Leben,
das wir zu führen meinen.

Oder nein.

Was mich eigentlich überfällt,
und ich hoffe, dass jemand das versteht,
ist das gleiche Gefühl wie jenes, das ich hatte,
als ich in den Fotoalben meiner Großmutter
nach ihrem Tod ein Foto fand,
auf dem sie als junges Mädchen zu sehen war,
und ich aber nicht meine Großmutter, sondern meine Mutter sah,

die ihr wie aus dem Gesicht geschnitten ist.

Als könne ein Foto den Keim eines anderen Fotos in sich tragen,
das erst viel später aufgenommen werden wird.

Als könnten Fotos Dinge widerspiegeln, die es erst viel später geben wird.

SCHAUSPIELSCHULE

In den ersten Wochen auf der Schauspielschule
hatte ich das Gefühl,
mein Leben befände sich im freien Fall.

Meine erste große Liebe
war mit einem bekannten flämischen Sänger durchgebrannt,
der nun ein Lied über ihren Allerwertesten geschrieben hatte,
das ständig im Supermarkt gespielt wurde,
wenn ich einkaufen ging.

Der Laptop von Toshiba,
auf dem ich für meine vorige Ausbildung noch eine Diplomarbeit schreiben musste,
war, während ich das Wort „Apokalypse“ tippte, gecrasht.

Mein Nachbar war gestorben.

Zwei meiner Zähne fielen einfach so aus.

Ich war davon überzeugt, dass meine Muttermale nachts die Stelle wechselten.

Und das Lied „Stuck in a moment“ von U2
stand monatelang auf endless repeat in meinem Kopf.

Und zwischendurch
versuchte ich auf der Schauspielschule
jeden Tag Szenen von Tschechow, Tennessee Williams und Filip Vanluchene zu spielen.

Ich erinnere mich, wie ich meine Kommilitonen anschaute
und das Gefühl hatte, sie kämen von einem anderen Planeten.

Sie konnten sich auf den Wellen einer Emotion treiben lassen.
Sie trauten sich zu springen, ohne nachzudenken.

Sobald ich ein paar Worte gesprochen hatte,
sah ich im Augenwinkel
den Dozenten schon einen ordentlichen Schluck Wein nehmen,
etwas Richtung meiner Kommilitonen murmeln
und den Kopf schütteln: „nein“.

Ich glaube, ich versuche zu sagen, dass es mir nicht so gut ging.

Dass ich das Gefühl hatte, nicht zu leben.
Nicht richtig.
Nicht „aus dem Vollen“.

Dass da eine Art unsichtbare Wand war
zwischen meinem Leben und dem der anderen
und dass ich nie auf die andere Seite dieser Wand gelangen würde.

Ich glaube, ich versuche zu sagen,
dass ich mich fühlte wie eine Comicfigur aus Pappe,
die sich verirrt hatte in einem existentiellen Roman,
der in einer ihr fremden Sprache geschrieben war
und dessen Wörter zu klein gedruckt waren, um sie lesen zu können.

Ich meine mich sogar zu erinnern,
dass ich überlegte, in einer Fabrik arbeiten zu gehen,
wo ich dann Verschlusskappen auf Flaschen drehen könnte
oder Gummiringe nach Farbe sortieren.

Und dass ich tatsächlich dachte, das könnte mich glücklich machen.

Ich erinnere mich auch,
dass ich einige Tage vor meinem ersten Evaluationsgespräch
gemeinsam mit meiner zweiten großen Liebe
eine Fotoausstellung im Botanischen Garten besuchte.

Wir hatten ein Jahr lang
eine fast exklusive fotografische Beziehung.

Eine Beziehung, in der wir uns die ganze Zeit darauf beschränkt hatten,
einander zu fotografieren,
in der ich sie aber fast die ganze Zeit über wie ein Wahnsinniger begehrte.

Wir standen vor dem Foto eines Exekutionskommandos
während des Spanischen Bürgerkriegs
– ein Foto, das exakt den Moment registrierte,
in dem die Kugeln in den Körper des Exekutierten drangen,
exakt den Moment, in dem der Körper des Mannes, dessen Augen verbunden waren,
zusammenbrach –
als sie mir erzählte, dass sie nach Neuseeland ziehen werde, um dort Medizin zu studieren.

Ich erinnere mich, dass sich das anfühlte, als wäre ich in das Foto montiert.
Die Grenze zwischen dem, was ich sah und dem, was ich fühlte, verschwamm.

Mein Körper brach zusammen.
Ich fühlte, wie etwas Scharfes in meinen Magen drang.

ER

Er sitzt zwischen viel zu lauten
spanischen und englischen Touristen
in einer Kaffeebar in Amsterdam.

Auf dem großen Fernsehschirm,
der in der Mitte des Raumes hängt,
spielt Marokko gegen Iran.

Er muss eigentlich an einem Text arbeiten,
aber heute gelingt ihm das nicht.

Das Gejohle der Fans lenkt ihn ab,
und die Scharen gleich gekleideter
und gleichartiges Halb-Englisch produzierender Touristen
geben ihm das Gefühl, auf einem Flughafen zu sitzen,
oder in Disneyland,
oder in einer Loungebar eines Budgethotels,
oder auf einem mit sonnengebräunten Senioren vollgepackten Kreuzfahrtschiff,
das ziellos und im Rhythmus von Schlagermusik
bis in alle Ewigkeit auf den interkontinentalen Gewässern umherirrt.

Er fühlt sich gerade irgendwie verloren.
Genau wie die Stadt Amsterdam,
die sich in der Grauzone zwischen Fiktion und Realität verlaufen hat.

Also schließt er das Word-Dokument,
öffnet Safari,
surft zu Google
und gibt die Worte „Margaret Bourke-White“ und „Wahrheit“ ein.

Als er 2003,
in seinem ersten Jahr auf der Schauspielschule,
sein erstes Solo machte,
über die beiden Fotos,
die er in dem Bildband auf dem Vossenplein gefunden hatte,
bekam er zum ersten Mal
den Hauch einer Ahnung,
was Theater für ihn sein könnte,
fand er zum ersten Mal einen Stil,
der vielleicht seiner werden könnte,
um auf der Bühne etwas zu erzählen.

Basierend auf den wenigen biografischen Details,
die er sich damals zusammengesammelt hatte,
erzählte er die Geschichte der amerikanischen Fotografin
in etwas weniger als zehn Minuten.

Fünfzehn Jahre später
ist es endlich an der Zeit,
sich auf die Suche nach der ganzen Geschichte zu machen.

Um zu prüfen, ob er damals vielleicht Unrichtigkeiten erzählt hat
und ob er die jetzt mit Wahrheit anreichern kann.

Nach einer halben Stunde surfen entdeckt er,
dass ein Amsterdamer Antiquariat,
zehn Minuten zu Fuß von seinem AirBnB-Zimmer entfernt,
eine Biografie von Margaret Bourke-White verkauft.

Er schreibt eine E-Mail:

Sehr geehrte Damen und Herren,

*auf Ihrer Website sehe ich, dass Sie das Buch „Margaret Bourke-White: A
Biography“ von Vicki Goldberg verkaufen. Ist es noch vorrätig? Kann ich das Buch
auch im Laden abholen oder haben Sie nur einen Webshop?*

Mit vielen freundlichen Grüßen

Erst zwei Tage später bekommt er Antwort.

Guten Tag!

*Ich sehe Ihre E-Mail erst jetzt. Am Nachmittag, so gegen 17 Uhr, kann ich im Laden
sein. Passt Ihnen das?*

Gruß

An dem Tag steht er,
am Nachmittag so gegen 17 Uhr,
vor einer Tür von etwas,
das nicht wie ein Laden,
sondern eher wie eine Sozialwohnung aussieht.

Die Parterrewohnung befindet sich in einem auffallend ruhigen Neubauviertel,
eingequetscht zwischen dem Jüdischen Historischen Museum,
der Akademie für Architektur
und dem Waterlooplein.

Er drückt zum dritten Mal auf die Klingel,
neben der ein vergoldetes Schild hängt,
auf dem tatsächlich der Nachname des Buchverkäufers steht.

Keiner da.

Zurück in seinem Zimmer

schreibt er noch schnell eine E-Mail,
bevor das Spiel Belgien – Panama beginnt.

Guten Tag,

wir waren heute Nachmittag verabredet wegen des Buchs „Margaret Bourke-White: A Biography“ von Vicki Goldberg. Vielleicht war ich doch etwas zu früh oder etwas zu spät. Oder vielleicht haben Sie unsere Verabredung vergessen. Bitte sagen Sie mir Bescheid, wann es Ihnen passt, eine neue Verabredung zu treffen.

Mit freundlichen Grüßen

Am nächsten Morgen um halb sechs wird er vom Piepen seines Handys geweckt:

Guten Tag!

Das ist aber seltsam! Ich habe doch den ganzen Mittag und Abend auf Sie gewartet. Sonntag bin ich wieder im Laden. Kommen Sie einfach vorbei.

Gruß

An dem Sonntag
quält er sich durch das Schlachtfeld,
das all die Jungesellenabschiede
in den Straßen von Amsterdam hinterlassen haben.

Die Kotz-, Glas- und Essensreste
bilden einen Hindernisparcours,
der seine Laune diesmal nicht verdirbt.

Als er vor dem Haus des Buchverkäufers steht,
merkt er, dass das Schild,
das vor zwei Tagen noch neben der Klingel hing,
inzwischen entfernt worden ist.

Er klingelt.

Ein Mann öffnet.

Er sieht aus wie ein
– anders kann er es nicht beschreiben –
kultivierter Niederländer mittleren Alters.

Fröhliche Brille mit rotem Rahmen.
Schwer zu bändigender grauer Wuschelkopf.
Blaue Hose mit Nadelstreifen.

Ein Oberhemd trägt der Mann allerdings nicht.

„Ja?“

Mit einem vielleicht doch etwas zerstreuten Blick schaut der Buchverkäufer ihn an.

„Hallo“, sagt er, „ich hatte Ihnen gemailt.“

„Ach ja?“

„Ja, wir hatten eine Verabredung.“

„Aha, ist das so?“

„Ja, wegen des Buchs.“

„Oh... Welches Buch denn?“

„‘Margaret Bourke-White: A Biography‘ von Vicki Goldberg.“

„Tja“, sagt der Buchverkäufer, „na wenn Sie das sagen, dann ist das wohl so.“

Der Buchverkäufer öffnet die Tür etwas mehr
und lässt ihn in die Wohnung,
die aus nur einem Zimmer besteht
und offensichtlich zugleich als Laden,
Wohnzimmer,
Büro,
Küche
und Esszimmer dient.

Mitten im Zimmer
hängt das fast lebensgroße Foto
eines schnurrbärtigen Mannes und einer stark geschminkten Frau,
die gemeinsam streng in die Zukunft blicken.

Hinten links in der Ecke
sieht er einen Paravent
und ihm fällt das dahinter herausragende Fußende eines Bettes auf.

Nach einer etwa zwanzigminütigen Suche
richtet der Buchverkäufer sich auf.

„Sind Sie sicher, dass ich es habe?“

„Ja“, antwortet er, „das stand jedenfalls auf Ihrer Website.“

Der Buchverkäufer runzelt die Stirn. „Auf meiner Website?“

Er macht eine Geste, als würde er eine Fliege verjagen.

„Und es ging um Fotografie oder so, sagen Sie?“

Er nickt.

Der Buchverkäufer taucht wieder unter
in einem von vielen Bücherkartons,
die überall im Zimmer herumstehen.

Während der Buchverkäufer
sehr sorgfältig
Bücherstapel aus den Kartons umräumt,
sieht er hinten im Zimmer,
ungefähr da, wo der Paravent steht,
eine Uhr hängen,
deren großer Zeiger sich konstant
zwischen Minute 45 und 46 hin und her bewegt.

Er legt seinen Zeigefinger
auf einen Abreißkalender an der Wand.

Sieht
beim Datum 17. April 2006
ein selbstgezeichnetes Herz.

Fünf Minuten später sagt er:

„Ich könnte in der Zwischenzeit vielleicht eine Runde um den Block drehen ...“

Der Buchverkäufer schaut ihn an,
als hätte er seine Anwesenheit in der Wohnung
schon wieder vergessen.

„Nee, nee, bleiben Sie ruhig hier, ich hab's gleich.“

Und dann steht der Buchverkäufer wieder,
tritt gegen einen Karton,
murmelt,
wobei nicht deutlich ist, zu wem:

„All die Dinge, die ein Mensch so gesammelt hat in seinem Leben ...“

Der Buchverkäufer nimmt einen kleinen Schlüssel
aus einer Schachtel auf dem Tisch.

Nein.

Der Buchverkäufer nimmt einen kleinen Schlüssel,
der an einer Kette
zwischen seinen Brusthaaren hängt.

Er hält den Schlüssel hoch.
Sagt:

„Siehe da, der Zugang zur Höhle von Ali Baba“.

Geht dann zur Tür.
Bleibt dort stehen.
Dreht sich um.

Und geht zum Bett
hinter dem Paravent.
Beugt sich über das Fußende des Bettes
und sagt:

„Schwesterchen, mach dir keine Sorgen, ich geh nur kurz in den Keller für einen Kunden.“

Erst jetzt fällt ihm auf,
was er eigentlich schon die ganze Zeit hört in dem Zimmer:

Das Pumpen eines Beatmungsgeräts,
ein sanftes, aber hörbares
menschliches Stöhnen,
das monotone Röcheln
eines Sterbenden.

Nein.

Der Buchverkäufer nimmt einen kleinen Schlüssel,
der an einer Kette
zwischen seinen ergrauenden Brusthaaren hängt.

Er hält den Schlüssel hoch.

Sagt:

„Siehe da, der Zugang zur Höhle von Ali Baba“
und greift dann ein farbenfrohes Oberhemd
von einem Stapel Klamotten auf dem Boden.

„Ich miete noch eine Shurgard-Box in Amsterdam-Noord.“

„Vielleicht liegt Ihre Biografie da.“

„Man weiß nie, wir können es ja einfach mal probieren.“

Und dann geht der Buchverkäufer zur Tür.
Bleibt dort stehen.
Dreht sich um.

Und geht zum Bett
hinter dem Paravent.
Beugt sich über das Fußende des Bettes
und sagt:

„Mach dir keine Sorgen, mein Junge, Papa geht nur kurz zu seiner Shurgard-Box für einen Kunden.“

Erst jetzt fällt ihm auf,
was er eigentlich schon die ganze Zeit hört in dem Zimmer:

Das Pumpen eines Beatmungsgeräts,
ein sanftes, aber hörbares
menschliches Stöhnen,
das monotone Röcheln eines sterbenden Organismus.

Als der Buchverkäufer weg ist,
schaut er hinter den Paravent
und sieht dort einen sterbenden Hund liegen.

Zwei klägliche, flehende Labradoraugen schauen ihn an.

Nein.

Der Buchverkäufer nimmt einen kleinen Schlüssel,
der an einer Kette
zwischen seinen verschwitzten, ergrauenden Brusthaaren hängt.

Er hält den Schlüssel hoch.

Sagt:

„Siehe da, der Zugang zur Höhle von Ali Baba“
und greift dann ein farbenfrohes Oberhemd von einem Stapel Klamotten auf dem Boden.

„Ich miete noch eine Shurgard-Box in Amsterdam-Noord.“

„In Amsterdam-Süd.“

„In der Nähe vom Sarphatipark.“

„Vielleicht liegt Ihre Biografie da.

Man weiß nie, wir können es ja einfach mal probieren.“

Und dann geht der Buchverkäufer zur Tür.

Bleibt dort stehen.

Dreht sich um.

Und sagt:

„Schuhe ... erst noch irgendwo Schuhe finden.“

Ja.

Der Buchverkäufer verschwindet in einem Gang,
der sich links hinter der Küchenzeile befindet.
Und während der Buchverkäufer Schuhe sucht,
bleibt er alleine im Zimmer zurück.

Es gibt kein Beatmungsgerät
und keine Geräusche eines sterbenden Organismus.

Er schaut sich um.

Er schaut nicht hinter den Paravent,

sondern stellt sich vor das Foto des Paares,
das mitten im Zimmer hängt.

Er sieht um den Hals des schnurrbärtigen Mannes auf dem Foto
einen Anhänger in Form eines Hakenkreuzes hängen.

Einen Anhänger in Form eines Playboy-Bunnys hängen.

Einen Anhänger in Form von Mahatma Gandhi hängen.

Einen Anhänger in Form eines Goldfischs hängen.

Er geht mit dem Gesicht näher ran,
um den Anhänger besser sehen zu können,
merkt aber zu seiner Bestürzung,
dass der Goldfisch auf dem Foto ihm
– subtil, aber deutlich –
zuzwinkert.

Der Goldfisch grinst ihn an.

Der Goldfisch lacht ihn aus.

Der Goldfisch flappt mit den Flossen.

Der Goldfisch macht mit den Augenlidern Morsezeichen,
die „Hilfe, Hilfe, Hilfe“ bedeuten.

Der Goldfisch öffnet die goldfischfarbenen Lippen
und lässt einen ordentlichen Rülps raus.

Nein.

Der Goldfisch hält eine Ansprache.

Ja.

Der Goldfisch hält eine Ansprache aus den Tiefen des Fotos.

Der Goldfisch sagt:
„Viva la revolución.“

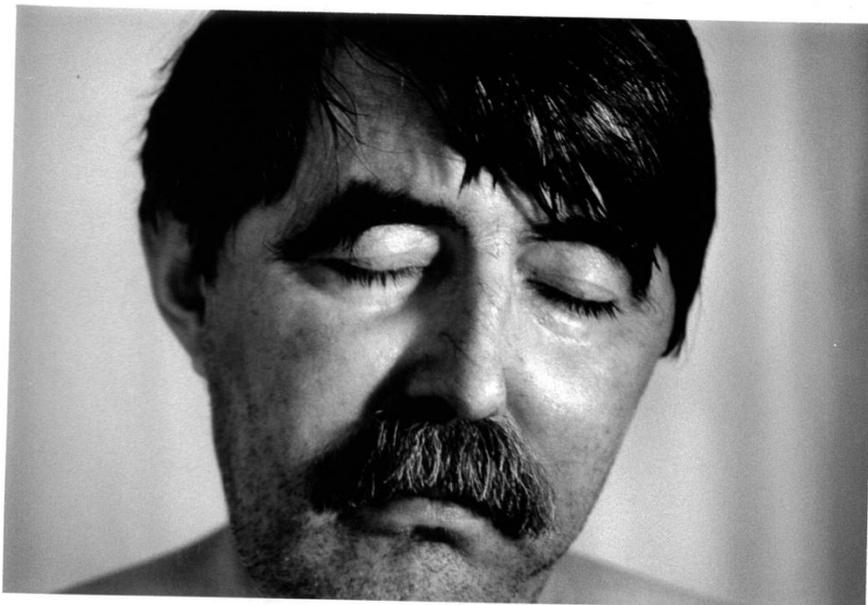
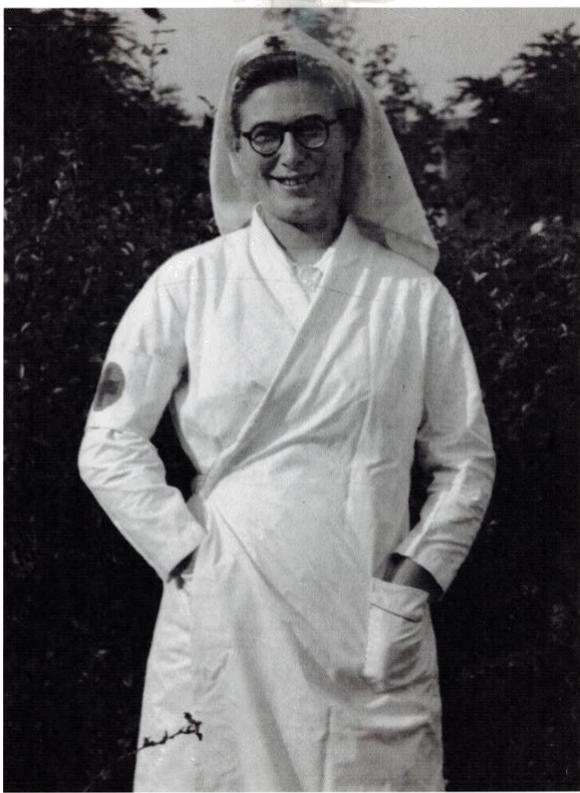
Nein.

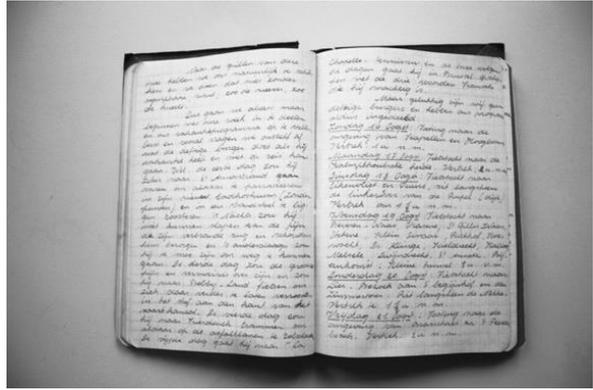
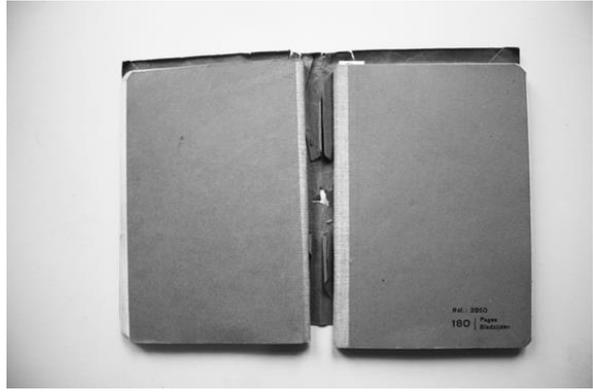
Der Goldfisch sagt:
„To be without a story
is to be lost in the vastness of a world
that spreads in all directions
like arctic tundra.“

Ja.

Das ist, was der Goldfisch sagt.

APPENDIX: DIE FOTOS







Neuffer
 want afgedaan, Mevrouw. Anger
 de kerel is in haar plaats gekomen
 ja, je mag zoo'n verbotte
 gezellin zijn als maar eenigzins
 mogelijk is, maar als Jan Wijn Jan
 komt..... want:
 Ieder meijje wil gewis,
 als het de ware Jan is, maar in
 nog de eenige overgeble
 lustig trio. Voor alle
 tijd van komen en ge
 het lustig trio, en die
 goed ook, ook aan de
 eenmaal een einde
 moet zoo nu en dan
 levenswijze veranderen
 Ik heb andere re
 en ik heb andere re
 den. Ik heb andere g
 en ik heb die ook ge
 geen spijt over het ge
 en ik heb geen spijt
 daarna gekomen. Is
 is gegeven....
 Bijna een jaar
 er al niet in een
 heel wat plezier heb
 heel wat omziet te
 gemaakt. Ik heb toen
 wat met mijn zinnen

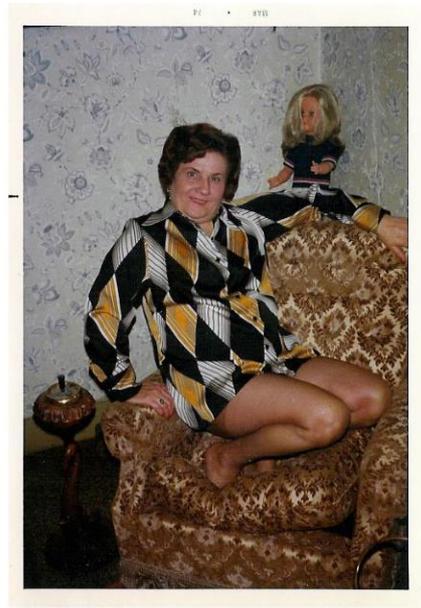
suna

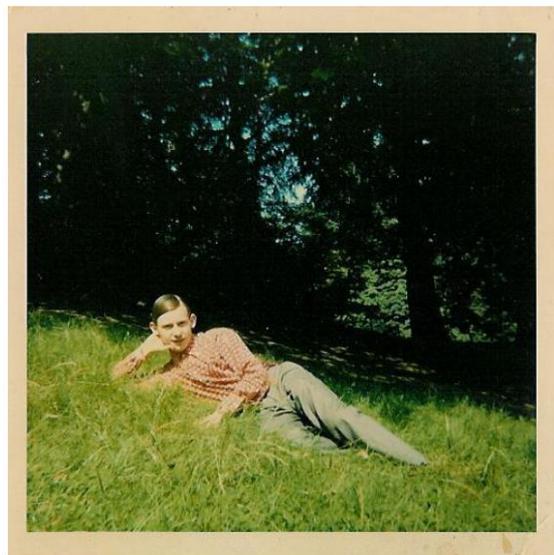




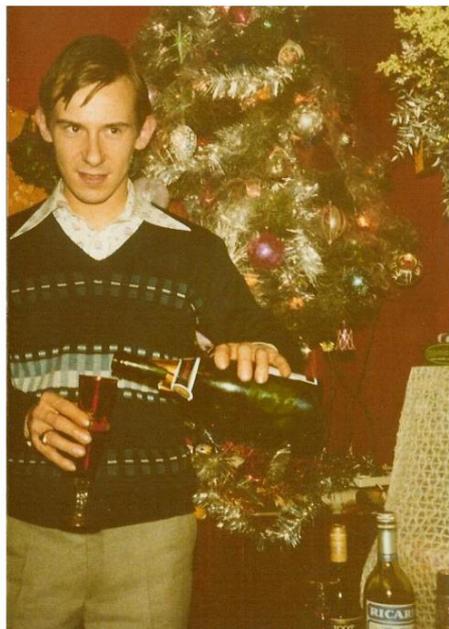
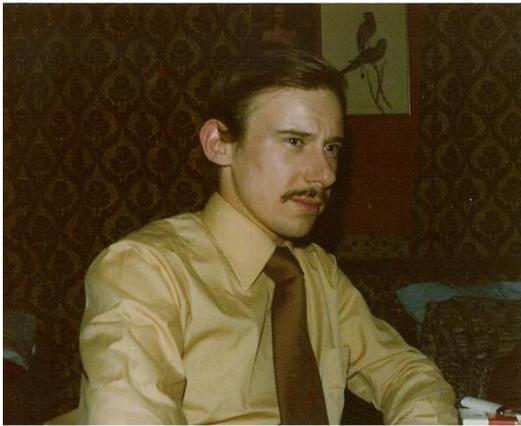


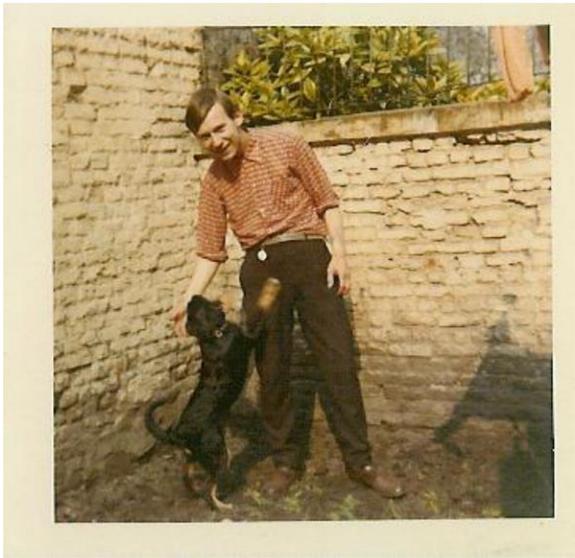














ENDE